

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 20.]

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

[1876

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Und nun öffnet sich die Thür, und sie führen Egler herein, das Haupt verbunden. Zu seinem Kinde müssen sie ihn geleiten, und er neigt sich darüber und horcht, und wie er seine Athemzüge vernimmt, da zeigt sich ein glückliches Lächeln auf seinen Lippen. So ist er doch noch nicht zu spät gekommen!

Sie blickten bestürzt zu ihm auf, aber sie fragten ihn nicht; der sterbende Knabe lenkte sofort wieder die Augen auf sich.

Schwächer und schwächer wurden seine Athemzüge und das Leben verhauchte. Mit zärtlichen Küssen bedeckte Martha die marmorbleiche Stirn und die farblosen Lippen, während Frau Egler in lautes Jammern ausbrach. Ihr Mann hatte sich aufgerichtet und stand schweigend da, die Hände fest ineinander gepreßt und einen Zug tiefen Schmerzes im Gesichte.

„Der Tod ist ein Glück, Egler,“ sagte Neumann, der im Zimmer zurückgeblieben war, als er mit den Nachbarn ihn heimgeführt. „Rettung war ja nicht möglich. Leg' dich auf's Bett; du bedarfst der Ruhe.“

Und er erzählte nun kurz, was geschehen war, und neuen Jammer erweckten seine Worte. Egler mußte sich nun auf's Bett legen, und mit kaltem Wasser kühlte Martha seine brennenden Augen.

Jetzt kam der Pfarrer, mit einem frommen Spruche grüßend, aber Niemand dankte ihm. Schnell überflogen seine Blicke das Zimmer. Jetzt durste er seinen Besuch nicht mehr durch eine lange Erklärung rechtfertigen. Er trat an's Lager und machte ein Kreuz, dann faltete er die Hände und richtete die Blicke wie im Gebet zur Decke empor.

„Die Pforten seines himmlischen Reichs hat Gott ihm erschlossen,“ sagte er salbungsvoll, „und ihn aufgenommen in seine himmlischen Heerschaaren. Er darf jetzt Theil nehmen am Glück der Seligen. Lob und Preis ihm, dem Allgütigen, seiner Gnade und Barmherzigkeit!“

Egler war bei dem Klange der Stimme von seinem Lager emporgeschleunelt und schüttelte nun heftig den Kopf und sein Gesicht versinisterete sich wieder; doch schwieg er, gewaltsam an sich haltend. Dem Pfarrer entging Egler's Aufwallung nicht.

„Ihr seid immer noch verstockt, Egler,“ sagte er. „Und doch braucht Ihr Gottes Barmherzigkeit mehr denn ein Anderer.“

„Mit all' seiner Güte und Gnade kann er das nicht wieder gut machen, was wir hier auf Erden gelitten haben!“ antwortete Egler heftig. „Da liegt mein Weib jetzt acht Jahre schon auf dem Marterbette. Was hat sie verschuldet, daß ihr so unsägliches Leid zutheil wird? Kann die Folter schrecklicher sein als dieses Lager? Ist das Gottes Barmherzigkeit, sie darauf zu schmieden und vor ihren Augen ihre Kinder eines langsamen Hungertodes sterben zu lassen? Ist das Gerechtigkeit, daß wir, die wir rechtschaffen uns zu ernähren trachten, im Elende versinken, während die habfüchtigen Schurken ein schwelgerisches Leben führen und keine Hand rühren, wenn wir verenden?“

„Ihr lästert Gott, Egler,“ sagte der Pfarrer, scheinbar tief enttäuscht. „Denkt, daß der Herr Macht hat, euch zu beugen, wie seinen Knecht Tobias!“

„Nur die Wahrheit sage ich!“ entgegnete Egler in alter Heftigkeit. „Ich bin kein Tobias und will keiner sein. Wir sollen schweigen, wir sollen dulden, wir sollen in's Gras beißen und uns mit Gottes Gerechtigkeit trösten. Nein, ich bin kein Tobias und will keiner sein. Es gibt keine Gerechtigkeit. Mit Ordenskreuzen behängt man die Faulenzler und überhäuft sie mit Reichthümern, die Rechtschaffenen aber müssen verhungern, und das ist Gottes Ordnung!“ Er lachte bitter auf.

„Ja, ja, Herr Pfarrer,“ sagte Neumann. „Wir Armen sind zufrieden, wenn wir endlich zur Ruhe kommen, und wir haben kein Verlangen nach dem Himmelreich. Für ein bißchen Glück auf Erden geben wir gern die himmlischen Freuden hin. Würde was Wahres dran sein, dann müßten doch die großen Herren, die so viele Schulen besuchen, und die Hirten, die Gott eingesetzt hat, noch rechtschaffener leben als wir. Ist ja auch noch Keiner von oben zurückgekommen.“

Der Pfarrer warf ihm einen wüthenden Blick zu, antwortete aber nicht, sondern wandte sich wieder zu Egler.

„Seht, Egler, im Augenblick, als ihr Gott mit Lästerungen überhäuft,“ sagte er salbungsvoll, „hat er euch die Sonne seiner

Gnade leuchten lassen. Ich bin nicht allein eures Kindes wegen gekommen, sondern um euch eine gute Nachricht zu bringen.“

Es herrschte einen Augenblick tiefes Schweigen im Zimmer.

„Ja, Gott ist groß in seiner Güte und Barmherzigkeit,“ fuhr der Pfarrer in gleichem Tone fort. „Er hat des Herrn Grafen Herz mit Mitleid erfüllt und christlicher Nachsicht. Erlaucht wird euch in der Stadt kirchen lassen, und Alles auf seine Kosten. Erkennt ihr nun Gottes gnädige Hand?“

„Das ist nur seine Pflicht und Schuldigkeit!“ rief Neumann.

„Das Auge, das er mir ausgeschlagen, kann er mir nicht wiedergeben,“ antwortete Egler finster. „Ein Geschenk nehme ich von ihm nicht an.“

„Der Hochmuth bringt euch Verderben, Egler,“ sagte der Pfarrer. „Statt dankbar die Hand zu küssen . . .“

„Genug!“ fuhr Egler auf. „Sagen Sie dem Grafen, daß ich, wenn ich zur Stadt gehe, es nur in der Absicht thue, vor dem Gericht Genugthuung zu fordern.“

„Ihr redet irre, Egler,“ sagte der Pfarrer. „Ihr und den Grafen verklagen! — Das ist lächerlich, der Mann steht viel zu hoch . . .“

„Und das ist Gottes Gerechtigkeit!“ unterbrach ihn Egler, sich erhebend. „Lassen Sie uns jetzt allein!“ fügte er hinzu. „Ich habe keine Lust, mich weiter über Gottes Gerechtigkeit belehren zu lassen.“

„Egler! Egler!“ rief der Pfarrer wieder. „Wer weiß, wie bald ihr Gottes Barmherzigkeit nöthig habt. Der Büttner war grad' so ein Trosttopf wie ihr und hat Gott verachtet und gelästert, wo seine lose Zunge Gelegenheit dazu fand. Was ist aus ihm geworden? Irgendwo an der Straße hat er sein Ende gefunden. Wer kann auch dem Herrn entfliehen? Sein Arm wird ihn erreichen und stöße er bis an's Ende der Welt.“

„Hinaus! hinaus!“ rief Egler und versuchte, auf ihn einzudringen.

„Gehen Sie, Herr Pfarrer, gehen Sie, machen Sie kein Unglück!“ sagte Neumann und schob ihn gegen die Thür.

Der Pfarrer schien unentschlossen zu sein, ob er den Streit fortsetzen oder sich entfernen sollte. Er wählte das Letztere und stürmte ohne Gruß davon.

Auf der Straße wurde er sich erst klar darüber, daß er weiter denn vorher von der Erlangung des Dokumentes stand. Verbrossen schritt er weiter, dem Hause der Wittwe Köhler zu.

* * *

Außenlich unterscheidet sich dieses Haus gar nicht von den anderen, im Innern aber zeigt es nicht den hohen Grad von Verfall, den man in den meisten anderen Hütten findet. — Doch wohin den Blick zuerst wenden? — Auf die unbeschreibliche Armut, die sich in der Beschaffenheit des Zimmers und seiner Ausstattung wieder spiegelt, oder auf das grauenhafte Bild, welches die Menschen selbst gewähren, die diesen Raum bevölkern? —

Auf einem Haufen Lumpen kauert in einer Ecke, kaum nothdürftig bekleidet, eine jugendliche Gestalt. Es ist Anna, die jüngere Tochter der Frau Köhler, kaum sechzehn Jahre alt. Langes aufgelöstes Haar umrahmt das bleiche Gesicht und wirr fällt es auf die halb entblößten Schultern nieder. In unheimlichem Glanze starren die Augen und ein Lächeln umspielt die farblosen Lippen, die beständig zusammenhanglose Worte murmeln. — Welche schreckhaften Gestalten in den beiden mit Lumpen gefüllten Betten! — Zwei Frauen liegen halb aufgerichtet darin; die eine hat die glanzlosen Augen starr auf die Lumpen gerichtet, welche ihr zur Decke dienen, — die andre schaut mit ewig hungrigen Blicken nach dem Ofen, der Sommer und Winter der Familie zur Küche dient.

Beide Frauen sind Schwägerinnen von Frau Köhler, die letzten Ueberreste einst blühender Familienzweige. Zahlreiche Familien haben sie einst um sich gesehen, aber Alles ist dahin, in der Blüthe des Lebens erloschen, Männer und Kinder. Beim Weben hat „Tante Christine“ das Licht der Augen eingebüßt, und das endlose Unglück, das auf sie eingestürzt, hat sie um den Verstand gebracht. „Tante Margareth“ aber hat von der

Arbeit eine Lähmung davongetragen, sie ist schwachsinzig geworden und seit Jahren schon arbeitsunfähig.

Der Staat bekümmert sich nicht um die Arbeitsfähigen und ebenso wenig Interesse besitzt er für die Arbeitsunfähigen. Blinde, Krüppel und Blödsinnige, Epileptiker und Gelähmte, wie alle Arbeitsunfähigen, fallen den Gemeinden und den Verwandten zur Ernährung zu, gleichgiltig, ob diese dazu auch im Stande sind. Fünfzehn volkreiche und arme Dörfer des Rentamts, zu dem Waldau gehört, erhalten eine Armenunterstützung von jährlich 58 Thaler, und für die Unterhaltung ihrer beiden Schwägerinnen bezieht Frau Köhler von der Gemeinde eine monatliche Unterstützung von 7½ Silbergroschen! —

Am Webstuhl sitzt ihre Tochter Marie, die wir bereits im Egler'schen Hause kennen gelernt haben. Das Haupt hat sie über die Arbeit gebeugt und eifrig scheint sie damit beschäftigt zu sein, wenigstens fördern ihre Hände emsig das Werk und unablässig sind ihre Augen darauf gerichtet. Weitab davon aber sind ihre Gedanken, an einen sonnigen Traum sind sie geknüpft, der im Dunkel des Elends, in Noth und Jammer sie oft umschwebt. Sollte es denn wirklich wahr sein, was die Nachbarn erzählt, daß er wiedergekehrt, der Mann, der wie ein leuchtendes Gestirn einst am Himmel ihres Lebens aufstauchte und dann wieder jäh niedersank, ohne nach ihren Thränen zu fragen und dem bitteren Leid, das sein Scheiden heraufbeschwor? — Warum erweckte sein Name die Erinnerung wieder und warum erwacht der Traum von Neuem, der doch nie Wirklichkeit werden kann? Liebt er sie denn, hatte er sie denn je geliebt? Sie schüttelte wehmüthig den Kopf. Einmal wohl sah sie in seinen Augen die Liebe hell ausleuchten, aber war es mehr als eine Regung des Augenblicks, vielleicht der Dankbarkeit für die Pflege, die er in ihrem Hause gefunden? War er doch fortgestürzt ohne Gruß, ohne Abschied und, wie die Nachbarn erzählten und der Pfarrer bestätigte, weil er einer Andern entsagen gemüßt, die er heiß liebt, und die nie die Seine werden konnte, weil zwischen ihnen die unübersteigliche Mauer der Kaste sich erhob, weil nimmer an eine Verbindung zwischen dem einfachen Sohne des Volks und dem abligen Fräulein gedacht werden konnte.

Mit stummer Ergebung hatte sie die harte Entfugung auf sich genommen, zählte doch Fräulein von Rabenberg zu den gefeiertsten Schönheiten, galt sie doch als hochgebildet! Durfte Marie sich beklagen, wenn bei dem Anblick der glänzenden und blendenden Erscheinung Blumenthal des armen Wesens in der düsteren Hütte vergaß, das nur Eins besaß, das nicht übertroffen werden konnte, die treueste und hingebendste Liebe?

Nie aber wollte die Erinnerung an jene zauberhafte Welt von ihr weichen, in die sie einmal die trunkenen Blicke gesenkt und nach der sie verlangend die Arme erhoben. Wie Alles wieder lebendig wurde in ihren Gedanken, und wie die Vergangenheit mit ihren Hoffnungen und Träumen allgewaltig in den Vordergrund sich drängte, und dazu in einem Augenblicke, wo sie mit der Vergangenheit für immer gebrochen zu haben glaubte und wo sie den Fuß erhob, um für immer den alten Verhältnissen den Rücken zu kehren! Wie grausam doch das Leben war, das sie auf der Schwelle einer finsternen Zukunft noch einmal ein verlorenes Paradies schauen ließ.

Wie hatte sie sich gegen die Verbindung mit dem Pfarrer gestraubt, den sie verabscheute! Wie verzweifelt hatte sie dagegen angekämpft! Mit unermüdblichem Fleiße hatte sie gearbeitet und lieber gehungert und gearbt, um nur die Hülfe und die Unterstützung des Pfarrers nicht annehmen zu müssen. Ihre Mutter hatte vollauf für die Arbeitsunfähigen zu sorgen, um deren Bedürfnisse zu befriedigen, und so ruhte die Arbeit für den Lebensunterhalt fast ausschließlich auf ihren Schultern. Das Höchste, was sie im Monat verdienten, waren 1 Thaler 20 Silbergroschen, und dazu trat noch die Gemeinde-Unterstützung mit 7 Silbergroschen 6 Pfennigen. Aber davon ging wieder die königliche Haussteuer mit 2 guten Groschen monatlich und der Grundzins ab, so daß ihnen kaum 10 Silbergroschen wöchentlich zum Unterhalte blieben. Nun kränkelte auch noch die Mutter und Marie konnte nicht mehr so ununterbrochen am Webstuhl sitzen. Da

erlahmte zuletzt die Kraft und der Widerstand ermattete. Hatte sie auch noch nicht Ja gesagt, so kam es jetzt doch kaum noch darauf an, die Verhältnisse ertheilten die Antwort und der Pfarrer stand thatsächlich am Ziele seiner Wünsche.

Und Frau Köhler? Wie lebte sie einst auf bei dem Gedanken, ihr Kind, für das sie gesorgt und gedarrt, wie es nur eine Mutter vermag, an der Seite Blumenthal's glücklich zu sehen! Völlig unwissend war sie selbst herangewachsen, und als sie heirathete, hatte sie von der Welt nichts weiter als das Dorf gesehen, in dem sie geboren und groß geworden. Ihren Kindern aber sollte ein anderes Geschick werden. Aus der Unglücksströmung wollte sie sie herausreißen und Menschen werden lassen. Sie arbeitete Tag und Nacht, an den Verhältnissen aber scheiterte all' ihr Fleiß, all' ihr Ringen. Die eiserne Noth zwang sie, die Kinder schon mit dem vierten Jahre beim Spuhlen zu beschäftigen, dem ältesten von ihnen vermochte sie noch größere Pflege zuzuwenden, die jüngeren wurden zur Last. Da fand sich Niemand, der die Kleinen in die freie Luft getragen, der sich ihrer angenommen hätte. Ein freundlicher Blick aus den thränenden Augen, ein Stoß gegen die Wiege, das war Alles, was die Mutter den letzten Kindern erweisen konnte, und in der Luft und in der furchtbaren Hitze, die in der Wohnung herrschten, stochten sie rasch dahin und starben. Auf den Schultern der Armen ruhte die Erhaltung der Schule; je größer die Zahl der schulpflichtigen Kinder, um so höher die Schulsteuer. Nur Marien war der Besuch der Schule gestattet, und mit heißen Bitten hatte sie den alten Lehrer Berner in Schönenberg angefleht, ihrer Tochter sich anzunehmen und sie vor der Stumpfheit zu retten, der so viele Kinder verfielen. Der alte Berner hatte treu seine Zusage erfüllt; herrliche Keime hatte der biedere Mann, der im Dienste der Menschheit alt und grau geworden, in die Gedankenwelt Mariens getragen, und sie waren alle aufgegangen zur Freude des greisen Gärtners, zur Freude der armen Mutter.

Was aber hilft in so furchtbaren Verhältnissen die Bildung? Muß sie nicht als ein Fluch erscheinen? Ist es nicht besser, wenn der Mensch in solcher Lage stumpfsinnig weiter vegetirt?

So hatte sich Frau Köhler oft gefragt. Die Bildung hatte den Glauben verdrängt und damit den letzten Trost der Armuth abgeschüttelt. Aber glaubte sie denn selbst noch? War nicht ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet gewesen, ihre Kinder auf Erden glücklich zu sehen? Hatte sie je an ihre himmlische Seligkeit gedacht? Wohl hatte man sie oft gewarnt und ihren innigen Wunsch, ihre Kinder dem halb thierischen Zustande zu entreißen, als sündhafte Neigung, als frevelhafte Vermessenheit getadelt. Aber hatte sie Ursache, mit Marie unzufrieden zu sein? Achte sie weniger das Gebot der Liebe gegen die Eltern als Kinder, die im tiefsten Glauben aufgewachsen waren? Nein! inniger konnte Niemand eine Mutter und die Geschwister lieben, als es Marie that, wenn der alte Berner diese Liebe auch nur als eine heilige Pflicht jedes Kindes bezeichnet hatte. Wohl trug sie nur murrend das schwere Joch des Lebens. War das Seufzen und Beten aber besser? Nützte es mehr als das Murren? Und wie hatte Blumenthal doch gesagt? „Wenn sie nur Alle murrten und tobten, es würde bald besser werden.“ Ja, ja, so dachte Frau Köhler auch.

Blumenthal! Welch' einen glücklichen Wechsel bedeutete dieser Name! Das Glück, das mit Blumenthal in ihr Haus gekommen, ließ Frau Köhler alles Leid der Vergangenheit, so herb es auch gewesen, schnell vergessen. Wie fand sie überreich ihr Streben belohnt, ihrer Tochter den Besuch der Schule ermöglicht zu haben. So hatte sie doch nicht umsonst gelebt und gelitten!

Es war aber Alles anders gekommen, als sie gehofft, und auf den kurzen Schimmer des Glücks war auch für sie ein tiefes, verzweifelttes Dunkel gefolgt.

Und dann hatte sich der Pfarrer mit seiner Werbung eingestellt, und die Nachbarn sagten, es sei ein Glück; aber sie wußte wohl, daß dem nicht so war. Sie erkannte es leicht, daß ihre Tochter in dieser Ehe unglücklich werden mußte. So hatte sie dieselbe denn unterstützt, soweit ihre Kräfte reichten, doch nun ging es damit zu Ende und mit tiefem Weh im Herzen sah sie das Unheil hereintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Sänger.

(Schluß.)

Noch schlummert zwar die Natur und scheint von ewiger Ruhe zu träumen; noch regt es sich nicht in Busch und Hain; die stille Nacht hält Alles gefangen. Doch schon röthet sich der östliche Horizont, ein schwacher goldiger Schimmer breitet sich über den düsteren Wald! Jetzt beginnt es, sich in den Zweigen zu beleben; hier schüttelt ein Vogel den feuchten Morgenthau aus den Federn und dort bringen gar schon einzelne Töne aus dem Dickicht, die der Vogelkehle wie im Traum verloren entschlüpfen. Die Büsche und Sträucher entsenden ihre süßesten Düste in den jungen Morgen, die ein sanfter Hauch über die schlummernde Halbe trägt. Auch einzelne Blumen richten schon ihre Blüten empor — kristallklare Tropfen rollen gleich Thränen der Freude zur Erde. Da ertönt ein einfaches und leises „Bist, bist!“ an unser Ohr, der erste Morgengruß des eben erwachten Rothkehlchens. Sein friedliches, feierliches Lied klingt sanft verhallend an unser Ohr und weckt die anderen Sänger zum schmetternden Frühconcert. Die Amsel dort im Nichtendickicht hört seine kleine Weise und bekundet dies mit einem lauten „Tackta!“ Sie streckt die Glieder, schwingt sich auf die höchste Spitze einer alten Föhre und beginnt ihr abwechselndes, melodisches Lied. Süße und leise gehauchte Flötentöne wechseln mit klangvollen Strophen ab, feierlich wie Orgellaut fließt der Sang dahin, ein wehmüthig-tiefsergeißendes Morgengebet. Da rüstet sich auch der Hänfling im Vorholz und erhebt seine Stimme. Eine klangvolle Melodie, die an Mannichfaltigkeit und Zartheit einzelner Töne dem Gesang der besten unter den Vögeln nicht nachsteht. Anmüthig und laut schallen die flötenden und wirbelnden Klänge durch den stillen

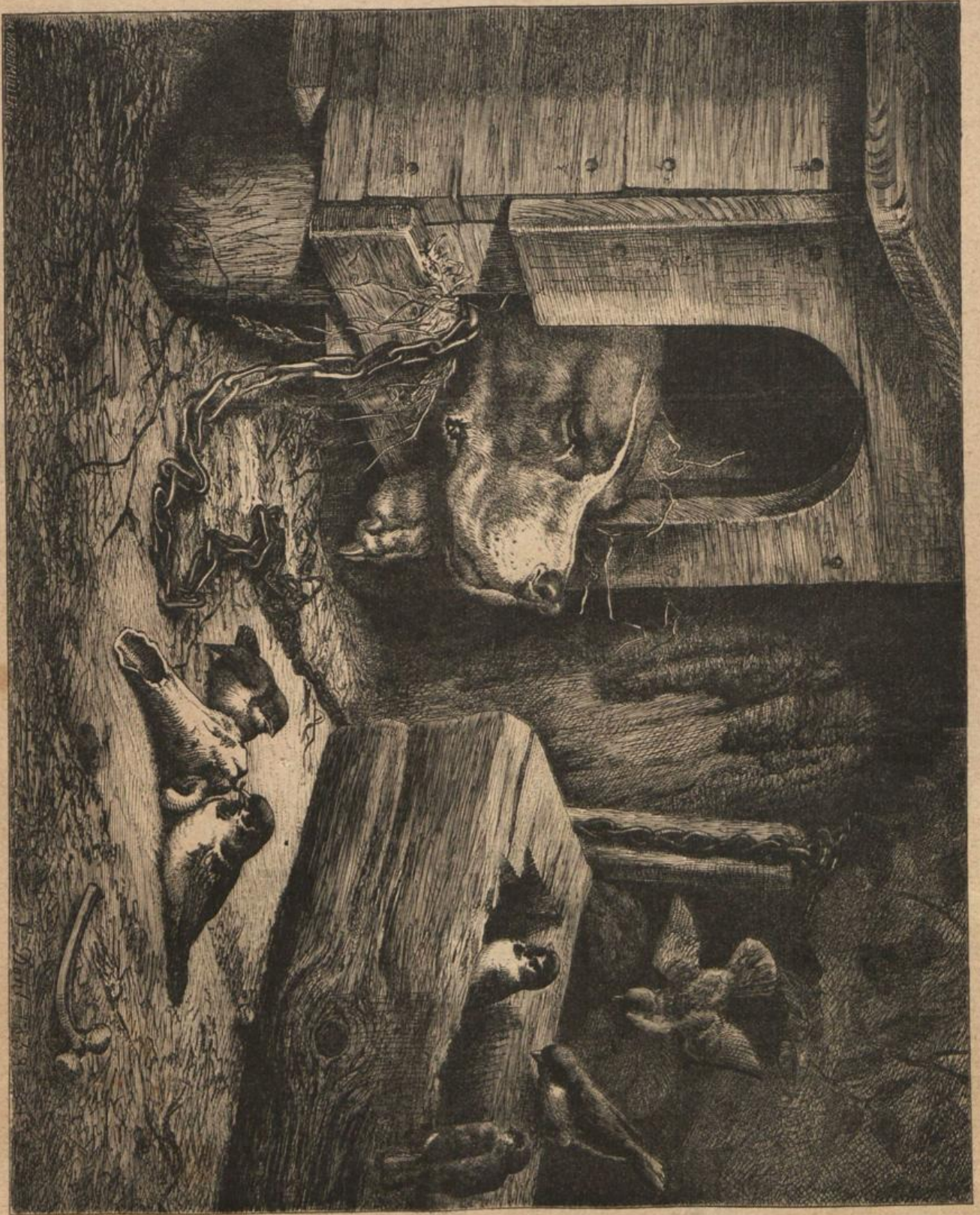
Morgen; immer feuriger folgen die Strophen, bis sie endlich in einem jubelnden „Tobler“ ihr Ende finden. Das begeisterte Liedchen hat erst recht's Leben bei allen übrigen Sängern hervorgerufen. Auf der alten Buche dort drüben stimmt auch jetzt die Singdrossel ihren schwunghaften, entzückenden Sang an. Sie kehrt sich dem nahenden Morgenroth zu und wetteifert in immer feurigern Weisen mit allen übrigen. Ihr Lied zeugt in seiner edlen Einfachheit von einer Empfindungsfülle, daß man ihr mit Recht den Namen „Walbeskönigin“ beigelegt hat. Sie ist in den Wäldern dasselbe, was Philomela im Gebüsch des Bachufers, im Gesträuch des Parkes ist.

Jetzt erhebt sich die Sonne wie ein feuriger Ball über den Horizont — einen Augenblick wird es still, ganz still. Doch auch nur einen Augenblick, denn mit neuer Lust und Kraft bricht jetzt die ganze Vogelschaar in ein brausendes Jubellied aus. Noch einmal so freudig schmettert die Drossel, immer rascher reihen sich die Liedestrophen aneinander. Mit ihr eifert der muntere und allzeit fröhliche Zaunkönig, der sein metallhell erklingendes Stimmchen zu immer größerer Kraft und Fülle anstrengt. In hellpfeisenden Tönen drückt er seine Freude aus, versteigt sich sogar zu einem Triller, der ihm auch trefflich gelingt. Sein Lied ist der Ausdruck des heitersten Gemüths, dem selbst Schnee und Eis den festen Glauben an schönere Zeiten nicht rauben können. Er ist ein unverdrossener Sänger. Lustig schaut er jetzt in die Welt hinaus, wippt mit dem Schwänzchen und freut sich seiner jungen Brut in der Krone des dichten Busches. Während dessen erhebt sich der Baumpieper schon zu wiederholten Malen

in die azurblaue Luft, wobei sein sanft beginnender und allmählich anschwellender Sang in langgezogenen melodischen Tönen an unser Ohr schlägt. Trillernde Strophen wechseln schnell mit pfeifenden ab und vereinigen sich zu einem lieblichen Ganzen. Wie ein Sehnsuchtslied erscheint uns die anspruchslose Weise, die sich zu-

legt mit einzelnen mühsam herausgepreßten Lauten gleichsam in ein unterdrücktes Schluchzen, in ein stilles Klagen verliert.

Dort im lichten Vorholz spielt sich unterdeß ein Sängerkampf ab, der uns Gelegenheit gibt, einen allbeliebten und allbekanntesten Sänger in seinem schönsten Lied zu belauschen. Ein Edel- oder



Gäffe vor der Gundeckhütte.

Buchfink hat hier auf einer schlanken Erle sein Nest und bewacht eifersüchtig das brütende Weibchen. Schon seit Tagen hat sich ein weibliches Männchen in der Nachbarschaft eingefunden und dadurch den muthigen Sänger zu immer feurigerm Gesange angespornet. Nicht ein Liebesang ist es, der seiner Kehle ent-

strömt, wilde Melodien voll Muth und Feuer sind es, Kriegsklänge, die herausfordernd dem Eindringling entgegenschallen. Uns aber berührt dieser schmetternde Frühlingsgruß wie ein Lied aus unsrer Jugendzeit und weckt wonnige Gefühle in der hochklopfenden Brust. An Feuer und Frische kommt dem Finkenschlage

das Lied des Stieglizes ziemlich nahe. Mit lauten Locktönen leitet er es ein, nach und nach das fröhliche Klingen der Kriegstrompete nachahmend. Oft singt das Männchen sein Lied theilweis oder auch ganz im Fluge. Am empfindsamsten erscheint ihm das „Pink, pink“, das es oft in lauten Tönen mehrmals hinter einander wiederholt. Auch der Stieglitz hat fortwährend Kämpfe mit anderen Männchen zu führen, von denen oft zwei bis drei das Weibchen verfolgen. Er hat vollauf zu thun, die Frechen abzuweisen und läßt sein Nest deshalb nie aus den Augen. Er begleitet sein Weibchen überall hin und offenbart hierbei den fürsorglichsten, verliebtesten Ehegemahl, wozu freilich auch wohl etwas Eifersucht ihn treiben mag. Aus den laubreichen Baumkronen klingt der ungemein wohlklingende Flötenton des Pfingstvogels, des Pirols, an unser Ohr. Alle übrigen Waldstimmen übertrifft er an Stärke, namentlich im Wettkampf der eifersüchtigen, streitenden Hähne. Schallt nun noch das lustige

Rufen des Kukuks dazwischen, so umgibt uns überall ein Wohlklang und eine Harmonie, die das Herz höher klopfen macht.

Wir schreiten weiter, dort dem schäumenden Bächlein nach, von Erlen und Salweiden umkränzt. Dort läßt sich ein gar lieblicher Sänger vernehmen, der große Weidenzeisig oder Fitis. Ist sein Lied auch nur kurz, so übt es doch durch seine sanfte, rührende Melodie auf uns einen wunderbar ergreifenden Eindruck. Und welcher Vergnügen ist es nicht erst, dem Treiben des kleinen Lenzesboten zuzuschauen. Leicht wie kein anderer Vogel tänzelt und flattert das kleine, kaum 4 1/2 Zoll lange Vögelchen zwischen dem Gesträuch hin und her, Jubeltöne entströmen der kleinen Kehle, die immer tiefer und tiefer herabfallen und in einem herzigen, süßen Geflüster endigen. Kaum vermögen wir es in seinem schlichten, graugrünen Kleide von den umgebenden Blättern zu unterscheiden, nur die mit gelblichem Scheine angehauchte Brust und Kehle machen das schlanke Vögelchen bemerkbar.



Rückkehr von der Konferenz.

Noch verborgener hält sich der Mönch, der selten einmal sein dichtes Gebüsch verläßt. Nur im Wohlgefühl der erhörten Minne schwingt sich der kleine Schwarzkopf auf den Wipfel eines Baumes, um von ihm herab sein herzerfrischendes, von Lenz und Liebe singendes Liedlein zu schmettern. Er ist ein ausgezeichnete Sänger und offenbart sich als solcher nicht nur in dem ihm eigenthümlichen „Uberschlag“, sondern er weiß auch die von anderen überkommenen Strophen und Melodien mit Innigkeit, Zärtlichkeit und einem leisen Anhauch von Nüchternheit vorzutragen. Doch leise nur haucht er die erborgten Töne, während sein Urlied in lauten Klängen uns entgegenschallt. Nicht weit davon erfreut auch der klappernde Triller der Klappergrasmücke, die von ihm den Namen Müllerchen erhalten. Das immer bewegliche Thierchen hüpfet gar munter von Zweig zu Zweig, anmuthig und zutraulich blickt es uns an und schwängt sein kleines Liedchen dazwischen. Mit ihm hält die graue Grasmücke

freudliche Nachbarschaft und läßt ihre erfrischenden Töne oft in unserer unmittelbaren Nähe vernehmen. Unruhig und rastlos fliegt und hüpfet sie durch das dichte Blätterdach, umkreist Busch und Strauch und läßt sich nur selten auf einem freistehenden Aste erblicken. Dort im Dornengebüsch sucht die fahle Dorngrasmücke ein stilles, heimliches Brutplätzchen, schwingt sich mit einem Freudenstrei auf den hervorstehenden Ast eines Baumes, in lauten Tönen dem Weibchen zurufend. Ein Paar Baumrothschwänzchen treibt hier auch sein lustiges und fröhliches Wesen. Unablässig verfolgt das Männchen sein Weibchen, es mit Liebesworten überhäufend. Doch plötzlich verliert sich der heitere Ausdruck seines Wesens; in tiefen Bücklingen und in dem schnell folgenden Aufwippen des rothen Schwänzchens gibt es seine Aufregung kund. Wüthend stürzt es sich auf den Nebenbuhler, der sich in seine Nähe gewagt; zerrend, raufend und zankend jagen beide durch Büsche und Baumzweige, mit geschäftem

Schwanz und ausgebreiteten Flügeln sitzen sie sich gegenüber, wie eine Lanze die aufgesperrten Schnäbel einander entgegenstreckend. Der erregte Herzschlag bewegt den ganzen Körper, Kampfeslust blüht aus den kleinen Augen. Nicht eher endigt der Streit, als bis der freche Eindringling in die Flucht geschlagen. Jetzt schwingt sich der Sieger auf den Wipfel des Baumes, laut schallt seine kurze Siegesfanfare zu uns hernieder. Dort am Rande des kleinen Baches sitzt ein Staarenmännchen und sucht eifrig in den umgehakten Nasenstücken nach Gewürm aller Art, um sie dem hohlen Astloche zuzutragen, wo die noch nackten Jungen die hungrigen Schnäbel aufsperrten. Bei ihrem Anblick lacht das Herz des Staarenmännchens vor Lust und Freude. Es schwingt sich auf den höchsten Punkt des Baumes und pfeift seine etwas rauh klingende Weise, die jedoch auch in einzelnen Flötentönen unsere volle Bewunderung verdient. Selbst die Melodien anderer Sänger nimmt er auf und trägt sie gar nicht unschön vor. Besonders erregen seine drolligen Wendungen dabei unsere Aufmerksamkeit, die den Eindruck des Komischen machen, aber auch ein ganz klein wenig Eitelkeit erkennen lassen, denn hauptsächlich sucht der Vogel hierdurch auf sein im Sonnenschein schimmerndes Gefieder aufmerksam zu machen. Dort sitzt auch der rothrückige Würger, den gewiß die Wenigsten als Sangeskünstler zu schätzen wissen. Nur leise, ganz leise trägt er sich selbst sein Liebchen vor, das die größte Fülle erborgter Strophen und Töne enthält, aber trotzdem, ja vielleicht grade um deswillen schön genannt werden muß. „Jetzt ist's, als klinge Wirbel und Triller der Feldlerche aus der Luft vom Felde her,“ schildert der Pfarrer Karl Müller diesen Gesang, „oder eine Baumlerche habe sich vom Berge in das Thal verirrt und lulle und löte, über unseren Häuptern kreisend, ihr haideverklärtes Lied. Wir hören den langgezogenen und hinsterbenden Gesang des Baumpiepers, es ruft die Drossel, es flötet leise die Amsel, und das Gewimmer des Thurmsalken und Sperbers fährt wie ein Schreckton dazwischen. War es die Dorngrasmücke, die so sommerlich zwitscherte? War es jetzt der Edelfink, der leise und doch klar und deutlich schmetterte? Schlägt in der jungen Saat die Wachtel? Ruft das Feldhuhn? Und ziehen gar schon herbstlich geschaart Meisen und Goldhähnchen an uns vorüber? Alles, Alles zaubert allein dieser treffliche Meister vor Ohr und Seele; Wald und Flur, Berg und Thal, klarer Himmel und halbbeschattete Erde, Flüsse, Seen, Teiche und trockne, öde Haide — Bilder des ewigen Wechsels ziehen am geistigen Auge mit dem Piederreichtum seiner Kehle vorüber.“ Doch paßt diese begeisterte Schilderung keineswegs auf alle Männchen des Geschlechts, viele, ja wohl die meisten, sind und bleiben armselige Stümper, die nur ein höchst einfaches Lied hören lassen. Nur wenige hat die Natur mit der Meisterschaft des Gesanges ausgerüstet, die dann leider im Gewirr der vielen hundert Frühlingsstimmen oft noch unbeachtet bleibt, weil der Würger gar zu leise und wenig vernehmbar seine Stimme erhebt.

Der Bach tritt jetzt in ein kleines Laubwäldchen ein. Haselgebüsch wechselt mit Weiden- und Erlengestrüpp ab, junge Buchenstämmchen erheben dazwischen ihre Krone, selbst Eichen und Linden mischen sich darunter und vervollständigen die wild-romantische Einsamkeit. Zu beiden Seiten erheben sich steile Hügel und engen oft das stille Bächlein so ein, daß schäumend sein Wasser über Wehre und Steine davonstürzt. Mit dem Rauschen des Wassers und dem Geflüster des frischen Mailaubes mischen sich wunderbar die mancherlei Vogelstimmen, die wir meist schon auf unserm Wanderwege fröhlich bemerkt. Hier ist es auch, wo die Meisterin der Gesangeskunst, die edle Nachtigall, ihr wunderbar ergreifendes Lied erklingen läßt. Wie ein Klang aus fernen Sphären erscheint uns ihr Schlag. Sie jubelt und klagt in einem Ton, ihre wehmüthige Flötenweise rührt jedes Herz. Dies Lied ist ein Ausdruck der Liebeswonne und Lust, die jetzt die ganze Schöpfung belebt. Es läßt sich nicht beschreiben in seiner wunderbaren Einfachheit und Schönheit, man muß es selbst hören, man muß es empfinden. Nichts als Liebe deuten diese Töne, „sie sind ein wundervolles Gedicht aus unsrer Jugendzeit, ein Lied unserer ersten Liebe.“ Die klangvollsten Melodien wechseln

mit dem leisesten und zärtlichsten Geflüster ab, immer leiser und leiser wird die Stimme — fast ersterbend; doch wieder schwellen die Töne an, ein Jubelschrei entquillt der kleinen Kehle — Entzücken, Glück und Wonne künden die silberhellen Klänge. Kein Ton ist unbedeutend, jeder an seinem rechten Orte, an dem er nicht fehlen dürfte, jeder klangvoll und des höchsten Lobes würdig. Edel und erhaben ist dies Lied, es ist das ureigenste Sein dieses Vogels, sein Liebestraum, sein poetisches Selbst. Hierzu gehört eine mond- beglänzte Maienmacht oder ein vom Frühroth verklärter Morgen, der sich wieder spiegelt in den Millionen Thaubiananten der Flur. Wer kann diesem Liebe gegenüber empfindungslos bleiben? Hier läßt auch die Bastardnachtigall um diese Zeit ihr schwäzendes und kreischendes, oft aber auch mit angenehmen Flötentönen und lauten, wohlklingenden Rufen vermishtes Lied ertönen. Was diesem an Innigkeit und wahren Gefühl abgeht, ersetzt die Kunstfertigkeit, mit der dieser Vogel die Rufe und Melodien aller anderen Sänger zu verweben versteht. Alle bekannten Steuern zu diesem Mißgesange bei. Man hört das Zwitschern der Schwalbe, den Ruf der Wachtel, den Lockton des Feldhuhns — aber dennoch erscheint das Lied als ein Ganzes; alle Uebergänge sind so innig mit einander verwebt, so originell verbunden, daß man billig dem kleinen Beherrscher des Vogelzuges, dem „Sprachmeister“, Beifall zollen muß. Noch mehr verdient diesen aber der Sprosser, der in dem östlichen Theile unsers lieben Vaterlandes in den Niederungen der Flüsse vereinzelt vorkommt. Sein Lied ähnelt am meisten der menschlichen Sprache und ist deshalb von unvergleichlichem Eindruck auf unser Gemüth. Eine Aehnlichkeit mit dem Drosselgesange ist wohl nicht abzupprechen, aber dennoch bewahrt der Sprosser sein Urlied. Voll sind die in größerer Tiefe sich bewegenden Töne, von kürzeren Pausen unterbrochen. Dadurch bekommt der Gesang eine würdige Gemessenheit, die noch durch die deutlichen Rufe erhöht wird. Laute und Töne unserer Sprache sind es, die das Ohr vernimmt, Worte, die in unserm Herzen Widerhall finden. Deshalb übt auch der Schlag des Sprossers auf den Zuhörer einen so gewaltigen, ergreifenden Eindruck, so daß viele Forscher ihn sogar noch über das Nachtigallenlied setzen.

Unterdeß sind wir auf unsrer Wanderung an das Wiesen- thal gekommen, durch welches das Bächlein sich wie ein Silberfaden hindurchschlängelt. Schilf und Rohr umsäumt seine Ufer und bildet mit einzelnen Weidenbüschen einen recht versteckten Aufenthalt für einige Fluß- und Bachfänger. Träge fließt nur das Wasser weiter und breitet sich zuletzt zu einem jumpyigen Teiche aus. Erlenstämme erheben sich am Uferande, Niedgräser stehen in Büscheln beisammen und weiterhin bilden schwankende Rohrstengel und lispelnde Schilfgräser ein für das Auge un- durchdringliches Dickicht, das sich bis tief in die Wiese hinein- erstreckt. Eintönig ist dies Bild vor unseren Augen, dem selbst das unermüthliche Quaken der Frösche, das einförmige Rufen der Unken nicht Leben verleihen kann. Nicht einmal der Kiebitz, der in schwirrenden Bogen uns umkreist und dabei fortwährend sein „Kiwit, wo bliv id?“ ausstößt, vermag den Eindruck der Dede zu verwischen. Und doch ist hier der Aufenthalt beachtenswerther Sänger. Zwar ist ihr Lied nicht von der Tiefe der Vögel des dichten Laubwaldes und Gebüsches, aber es paßt vortrefflich zu der Umgebung. Wenn der Wind durch das Rohr streicht und dieses sein trübstimmes Geflüster vernehmen läßt, so scheint das Lied der Schilffänger grade dazu gemacht zu sein, dasselbe zu begleiten. „Ihr Gesang hat als charakteristisches Merkmal etwas Träges und Schwermüthiges. Trotz aller Geschwägigkeit macht er den Eindruck, als stehe ihm etwas hemmend im Wege, als wolle er dahineilen wie das rascher fließende Wasser in der Mitte des Baches, als werde er gehemmt wie dasselbe in Rohr und Schilf am Ufer.“ Als der vorzüglichste Sänger erscheint die Rohrdrossel, die oft laute und klangvolle Strophen hinein- mischt. Ihr steht der Uferschilffänger kaum nach, dessen Gesang in etwas dem der Grasmücken ähnelt. Doch fehlt bei ihm der ruhige Fortschritt, der enge Zusammenhang, der das Lied dieser auszeichnet.

Uns bleibt nur noch übrig, die Sängerin des Feldes näher in's Auge zu fassen. Dort schwingt sie sich in die blaue Luft,

sie klettert an ihrem Liede empor, wie der Dichter sehr treffend sagt. Es ist die Lerche, die erste Verkünderin des Frühlings, die in bogenförmigen Bindungen lobsingend der Sonne zuschwingt. In der Nähe klingt dies Lied freilich etwas schrill und scharf, aber wenn der Vogel hoch oben im Aether schwebt, so ist es wie ein Himmelsgruß, der zur Erde herniedertönt. Kein anderer Vogel, sagt Tousseneil, ist im Stande, mit der Lerche zu wetteifern, sowohl was Fülle und Abwechslung des Gesanges anbetrifft, als in Bezug auf Ausdauer und Stärke des Tones, Geschmeidigkeit und Unermüdblichkeit der Stimme. Welch' eine Brust, der mit solcher Kraft während des Hinaufsteigens zu einer Höhe, wo der Vogel nur noch wie ein Punkt erscheint, dieses mannichfaltige Lied entströmt! Stundenlang kann dieser Vogel singen, ohne daß man bei ihm irgendwelche Anstrengung bemerken könnte. Wirbelnde, ziehende, flötende und lullende Töne entströmen der kleinen Kehle. So heiter und rein strömt das Lied in ununterbrochenem Zusammenhange hervor, wie der Aether, in dem der Vogel schwebt. Schwirrende Flöten- und Glockentöne wechseln mit einander ab, hin und wieder fügt der Vogel eine entlehnte Zeile ein, verwebt diese in geschickten Wendungen und Formbildungen zu einem Ganzen, das gewiß in seinen feinen Nuancierungen volle Anerkennung verdient. Freilich sind nicht alle Lerchen so vollendete Künstler. Es gibt auch unter ihnen welche, deren Lied nur aus wenigen, sehr kurzen und einfachen Strophen besteht und mit Recht den Vorwurf der Eintönigkeit verdient, der gewöhnlich dem Lerchengesang gemacht wird.

Am schönsten erscheinen uns die Lieder der Vögel im Wohlgefühl der jungen Minne, wenn das Männchen singend um die Gunst des erwählten Weibchens buhlt. Selbst die minderbegabten werden dann mit fortgerissen und machen unerhörte Anstrengungen

des Wettsefers. Kaum beginnt das Frühlroth den Horizont zu vergolden, so erklingen schon die süßen Lieder im Hain und auf der Bergeshalbe. Ununterbrochen geht dann der Wirbel fort, bis die letzten Strahlen der Sonne verschwunden, bis die tiefblaue Frühlingsnacht ihren Schleier über die Fluren breitet. Doch wie ein Traum entflieht die Zeit der Liebe. Der Ernst des Ehelebens tritt auch an die Vögel heran und macht manche Kehle fast ganz verstummen. Nur noch in den Morgen- und Abendstunden gewinnt der Vogel einige Zeit, um seinem Weibchen einzelne Strophen vorzutragen. Doch bald hört auch dies auf, denn mit den Jungen wächst auch die Arbeit und Mühe. Nun führen die treuen Eltern diese hinaus und stimmen noch einmal ihre Lieder an. Aber die steigende Hitze des Sommers wirkt lähmend auf das Wesen des Vogels und verkürzt den Gesang, so daß eine Kehle nach der andern verstummt. Schon vertriehen sich die Vögel in die dichtesten Gebüsche, um hier die Mauser zu verleben, die sie sterbensmatt und bis zum Tode betrübt macht. Ist sie glücklich überstanden, so stellt sich bei ihnen eine ungeheure Eglust ein, damit sie die verbrauchten Kräfte wieder ersetzen und neue für den Zug in die weite Ferne sammeln können. Und sie haben sie nöthig, denn schon wehen die Winde so herblich über die Halbe, der Wald schmückt sich mit bunten Farben, die aber den Kuß des Todes nicht verdecken können. Gemeinsam stellen unsere Sänger Flugübungen an, um die Kraft der Schwingen zu prüfen und zu stählen. Noch einmal kehrt der Staar zu seinem Nest zurück, um dann in schwirrendem Fluge seinen fort-eilenden Brüdern zu folgen. Bald steht der Wald ganz still und stumm da, sein Kleid ist abgetragen, sein Duft verweht. Er träumt von des Frühlings Wiederkehr, von Blüthenduft, Blumenhauch und von neuen Minnesängern im künftigen jungen Lenze.

Ein Pariser Krankenhaus vor hundert Jahren und heute.

Von Gustav Rasch.

I.

Das Hotel Dieu vor hundert Jahren.

Im Archiv des Palastes der Armen an der Avenue Victoria, wo die Pariser Centralbehörden für die öffentliche Wohlthätigkeit ihren Sitz haben, wurde mir ein kleines Bildchen gezeigt, welches eine Scene aus einem Krankensaal des Hotel Dieu darstellt. Das Bildchen, welches einem Manuscript aus dem fünfzehnten Jahrhundert beigeheftet ist, liefert uns einen traurigen Beweis, in welcher Weise Jahrhunderte hindurch mit den Kranken in Pariser Krankenhäusern umgegangen worden ist. Wir erblicken auf demselben vier Betten nebeneinander. Die Bettgestelle stehen auf einem mit schwarzen und weißen Steinen gepflasterten Boden und sind so nahe aneinander gerückt, daß sie sich mit den Rändern berühren. Der Boden ist ein nackter Steinboden ohne Strohmatte und Teppiche. In jedem Bette liegen zwei Kranke, ganz nackt, ohne jede Bekleidung.

Daß der Maler auf seinem Bildchen die Wahrheit dargestellt und nicht übertrieben hat, ist außer allem Zweifel, denn alle Geschichtsschreiber, welche das Hotel Dieu erwähnen, erzählen, daß man dort vier, fünf und auch sechs Kranke in ein Bett legte. Ein solcher Zustand der Dinge, der uns heute empören würde, scheint damals grade keine Entrüstung hervorgerufen zu haben. Sauval, der im siebzehnten Jahrhundert lebte und dem man gewiß keine Herzenshärte vorwerfen kann, begnügt sich, über eine solche Behandlung der Kranken sich in folgenden Worten zu äußern: „Es wäre wohl wünschenswerth, daß man nicht mehrere Kranke in dasselbe Bett legte, schon wegen der Unbequemlichkeit nicht, insbesondere aber nicht, weil es doch etwas sehr Fatales hat, mit vier sterbenden und mit dem Tode ringenden Personen in demselben Bette zu liegen.“ In dem Jahre, wo Sauval dies schrieb, befanden sich im Hotel Dieu 2800 Kranke. Man kann sich bei einer solchen Krankenzahl vorstellen, wie es in den

Krankensälen des Hotel Dieu angesehen haben muß, welche zu allen möglichen Dingen gebraucht wurden und wo man unter andern die Krankewäsche und die Bettwäsche trodnete. Diesem letzten Mißbrauch machte erst eine Verordnung aus dem Jahre 1755 ein Ende.

Erst die großen philosophischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts brachten die Menschen auf den Gedanken, sich ernstlich mit der Krankenpflege in den Hospitälern zu beschäftigen. Aber leider blieb es bei dem Willen. Als ein großer Theil des Hotel Dieu im Jahre 1772 abbrannte, dachte man freilich daran, das Krankenhaus aus der Cité in die Umgegend von Paris zu verlegen. Poyet, ein sehr intelligenter Architekt, zeichnete einen Plan zu einem neuen Krankenhause, welches aus einer Reihe von Pavillons bestehen sollte. Aber der Plan wurde zu den Akten gelegt, der niedergebrannte Theil des Hotel Dieu von neuem aufgebaut und in demselben wie früher fortgewirthschaftet.

König Ludwig der Sechzehnte war empört, als er von der Behandlung der Kranken im Hotel Dieu hörte. Drei Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, Tenon, Bailly und Laroche-foucauld-Liancourt, wurden vom Könige im Jahre 1785 beauftragt, die Zustände im Hotel Dieu näher zu untersuchen. Was sie fanden, überstieg Alles, was man über die Zustände im Hotel Dieu in Paris gehört hatte.

Als Tenon das Hotel Dieu besuchte, enthielten die 1240 Betten des Krankenhauses 3418 Kranke. Ein einziger Saal war von 818 Fieberkranken besetzt. Man häufte die Kranken in solcher Weise aufeinander, daß ein großer Grad von Einbildungskraft dazu gehört, sich die Möglichkeit einer solchen Zusammenhäufung zu denken. Um Ansteckung machte man sich keine Sorge. Man vernachlässigte alle Elementarregeln der Gesundheitskunde. Die Verwundeten, die Fieberkranken, die Typhuskranken und die Blatternkranken, die Schwindsüchtigen und die Irren, die Dperirten und die Nekrovalenzenten, sie alle lebten oder starben

vielmehr in denselben Sälen, oft auf denselben Matrassen. Die Leichen blieben oft mehrere Stunden neben den Sterbenden auf demselben Bette liegen. Die Operationen wurden immer im Krankenfaale vorgenommen, oft auf demselben Bette, wo der zu Operirende neben den anderen Kranken lag. Daß die Atmosphäre in einem solchen Krankenfaale eine entsetzliche war, versteht sich von selbst. Die Sterblichkeit war enorm. Von vier bis fünf Kranken starb immer einer.

Damit meine Leser aber nicht glauben, daß ich übertreibe, so werde ich nun einige Auszüge aus den noch vorhandenen Berichten der drei Mitglieder der Akademie mittheilen.

„Wir haben davon Akt genommen,“ heißt es in denselben, „daß der Mangel an Platz die Ursache ist, daß man vier, fünf und auch neun Kranke in dasselbe Bett legt. Es lagen Todte zwischen den noch lebenden Kranken. In den Sälen, wo die Betten so nahe aneinanderstehen, daß man nicht zwischenhindurch gehen kann, herrscht eine erstickende Atmosphäre. Das Tageslicht dringt nur schwach durch die mit Dünsten bedeckten Glasscheiben. Auch die Rekonvaleszenten befinden sich mit den Kranken, mit den Sterbenden und den bereits Gestorbenen in denselben Sälen. Um frische Luft zu schöpfen, sind sie Sommer und Winter gezwungen, mit nackten Beinen auf die Brücke des heiligen Karl zu gehen. Es gibt allerdings einen Saal für die Rekonvaleszenten; er befindet sich aber im dritten Stock des Krankenhauses, und man kann in diesen Saal nur gelangen, wenn man einen Saal mit Blatternkranken durchschreitet. Der Saal der tobsüchtigen Irren grenzt an den Saal der Unglücklichen, welche soeben die schrecklichste Operation erduldet haben und welche in der Nähe der Wahnsinnigen, deren Toben und Schreien sie Tag und Nacht hören, auf keinen Moment Ruhe rechnen können. Fieberkranke und Blatternkranke liegen in denselben Sälen. In dem Operationssaal, wo man trepanirt, wo man amputirt, wo man schneidet, liegen die Unglücklichen zusammen, welche operirt werden sollen, welche schon operirt sind und welche operirt werden. Die Operationen werden in demselben Saale gemacht. Diejenigen, welche morgen operirt werden sollen, sind bei der heutigen Operation gegenwärtig. Sie sehen den Operationstisch vor sich; sie bemerken die Vorbereitungen zu den Operationen; sie hören das Geschrei der Operirten, um morgen dieselben Schmerzen und Schrecken durchzumachen. Der Saal des heiligen Josef ist für die schwangeren Frauen bestimmt. Dort liegt Alles durcheinander: verheirathete Frauen, läderliche Mädchen, Kranke und Gesunde; zu Dreien und Vieren in demselben Bette; die Gesunden der Ansteckung durch contagiöse Kranke ausgesetzt; die Schwangeren zu Vieren oder Fünfen in den verschiedensten Epochen der Schwangerschaft in demselben Bette. Ein großer Theil von ihnen geht auf diese Weise zu Grunde oder verläßt siech und elend das Haus. Die Luft ist in einem verpesteten Zustande. Tausend Ursachen zwingen uns zu der Erklärung, daß das Hotel Dieu das unsauberste und unbequemste von allen Pariser Hospitälern ist. Von neun Kranken sterben durchschnittlich zwei.“

Und welche Folgen hatten die Berichte der drei Mitglieder der Akademie über die entsetzlichen, im Hotel Dieu herrschenden Zustände?

Gar keine! Beschlossen wurde allerdings, das Hotel Dieu

als Krankenhaus eingehen zu lassen und an seiner Statt vier verschiedene Krankenhäuser bauen zu lassen, welche ihren Platz an den vier verschiedenen äußersten Enden der Stadt haben sollten, wo die Kranken gesunde Luft und Bäume hätten. Aber der schöne Gedanke kam nicht einmal zum Anfange einer Ausführung. Die zum Bau nöthigen Fonds wurden allerdings angewiesen; aber Loménie verschwendete sie ohne alle Gewissenskrupel zu allerlei unnützen Ausgaben, und im Hotel Dieu wurde fortgewirthschaftet ganz in der alten, entsetzlichen Weise.

„Es bedurfte erst der Energie der Revolution,“ gesteht selbst Maguire du Comp, ein reaktionärer Schriftsteller, der sonst jede Gelegenheit wahrnimmt, um auf die Revolution zu schimpfen und die Commune zu verleumden, in seinem sonst sehr gebiegenen und sehr verdienstvollen Werke über Paris*) zu, „damit das Hotel Dieu aufhörte, eine Kloake zu sein, wo, wie Cuvier sagte, die Leiden kaum von den Qualen der Hölle übertroffen werden konnten, wo die Kranken eng aneinander gedrängt lagen, fast erstickend in Hitze und Dunst, oft eine oder zwei Leichen mehrere Stunden lang zwischen sich.“ Fleuriot, Maire von Paris, und Payan, Kommissar der Nationalversammlung, vereinigten das Palais des Erzbischofs mit dem Hotel Dieu, so daß wenigstens Raum geschafft wurde und jeder Kranke ein Bett für sich allein erhielt. Mercier erzählt uns in seinem „neuen Paris“, daß er nicht ohne ein sanftes Gefühl innerer Befriedigung höre, daß es im Hotel Dieu 250 leere Betten gebe.

Machen wir nun einen Besuch im heutigen Hotel Dieu, ohne uns mit den Veränderungen und Verbesserungen, welche seit der Revolution in dem ältesten Pariser Krankenhause stattgefunden haben, weiter aufzuhalten, und schauen uns die dort herrschenden gegenwärtigen Zustände an. Bevor wir uns aber dorthin begeben, noch einige geschichtliche und statistische Notizen über dieses älteste Pariser Krankenhaus, oder ich will lieber sagen, über das älteste Krankenhaus in Europa. Es wurde zu Anfang des siebenten Jahrhunderts durch den heiligen Landry, Bischof von Paris, gegründet und war zuerst ein Frauenkloster. Wahrscheinlich gegen Mitte oder Ende des zwölften Jahrhunderts wurde das Gebäude zum Krankenhaus bestimmt, und zwar als Krankenhaus für alle Kranke, ohne Unterschied des Alters, der Religion und des Geschlechts. Mit der Vergrößerung der Stadt und mit der Vermehrung der Bevölkerung wuchs auch die Zahl der Kranken, ohne daß die Gebäude zunahm und erweitert wurden. Während die Ziffer der Betten eintausend niemals überstieg, und zwar 600 große und 400 kleine Betten, betrug die Ziffer der Kranken, welche in diese Betten gelegt wurden, schon während der Regierung König Heinrich's des Vierten einmal 1300, und stieg während der Regierung König Ludwig's des Dreizehnten und Ludwig's des Vierzehnten auf 1800 und 1900. Es hat aber auch Jahre gegeben, wo die Krankezahl im Hotel Dieu diese Ziffer um das Dreifache und Fünffache übertroffen hat. Unter andern ist ein Bericht vorhanden, der die Krankezahl des Jahres 1709 auf mehr als 9000 angibt und die Krankezahl des Jahres 1693 sogar auf 10,000, so daß zuweilen zwölf und fünfzehn Kranke in dasselbe Bett gepackt wurden.

*) Paris. 1873. Paris. Hachette et Co. Tome IV.

Danton.

Episode aus dem Jahre 1792. Frei nach dem Französischen von D... P...

(Fortsetzung.)

Zwei Kotten Föderirte, deren jede mehrere Gefangene eskortirte, trafen zu gleicher Zeit vor der Thüre der Abbaye ein. Paul von Carville warf einen Blick auf seine Unglücksgefährten, unwillkürlich unter ihnen nach einem bekannten, vielleicht befreundeten Gesicht spähend, als einer derselben laut seinen Namen rief.

„Ah, Louis von Melbourg!“ rief Paul erfreut und grüßte den Gefangenen durch eine freundliche Handbewegung. Die Thür

des Gefängnisses öffnete sich wie der Rachen eines gefräßigen Ungeheuers, die beiden Kotten drangen hinein und hinter ihnen fielen die Thore mit lautem Krachen in's Schloß. Man brachte die Gefangenliste und forderte Paul auf, seinen Namen zu sagen. Er nannte zuerst den seiner Schwester, hierauf Melbourg's, dann den seinigen und zuletzt den Namen Friedrich's, und in dem Tone, womit er die verschiedenen Namen aussprach und den

Mariens von Friedrich trennte, lag ebensowohl eine Drohung wie ein Wunsch und eine versteckte Anspielung für seinen Freund.

„Ah!“ sagte Melbourg mit unverschämtem Lächeln, „dieser Herr ist also jener Friedrich von Blainval, dessen du in deinem letzten Brief erwähnest? Bei Gott, es ist mir ungeheuer angenehm, zu erfahren, wie ein Edelmann-Sanskülotte aussieht.“

Friedrich warf einen Blick so tiefer Verachtung und ingrämigen Zornes auf den Sprecher, daß dieser die Fassung verlor und sich abwendete. Bei dieser Wendung erblickte er Marien, die noch immer theilnahmslos da stand, und sagte zu Paul, indem er einen bedeutenden Blick auf Friedrich warf.

„Auf Ehre, sie ist reizend, aber viel zu reizend für ihn; das wäre Schade!“

„Noch ist nichts unabänderlich!“ antwortete Paul lächelnd.

„So? — Nun, wer weiß . . .“ erwiderte Melbourg, sich stutzerhaft in die Brust werfend.

Dieser Louis von Melbourg war einer jener Dolchbündler, die das Volk in den Tuileries gefangen und nur verschont hatte, um sie dem Revolutionstribunal zu überliefern.

Der Sohn eines alten Adelsgeschlechtes aus der Picardie und Bruder zweier Offiziere in der Armee von Koblenz, war er dennoch in Paris geblieben, aber weniger aus Hingebung an die Sache der Monarchie oder an die Person des Königs, als um seinen zahlreichen Liebchaften nicht Valet zu sagen. Er war nicht nur ein eingefleischter Gek und ein Wüstling, sondern auch ein Spieler und Raufbold, der seinen Gläubigern mit geladenem Pistol entgegentrat und nur Spielschulden für heilig hielt; seine Liebe, d. h. was er so Liebe nannte, war Eigenliebe und Eitelkeit, und er sagte es Jedem, der es hören wollte, daß ein Edelmann sich nicht früher verheirathen dürfe, als bis er sich zweimal ruinirt habe. Er hatte eine Menge Kameraden, aber keinen einzigen Freund; Tugend, Güte und Vaterlandsliebe waren für ihn nur Worte, und diejenigen, welche noch an diese Dinge glaubten, behandelte er als beschränkte, vorurtheilsvolle Köpfe.

Bei der Eile, mit welcher die Agenten der Commune die ihnen übertragenen Befehle ausgeführt hatten, waren auch einige Unschuldige mit verhaftet worden, die sich nun unter den gefangenen Edelleuten in der Minorität befanden, grade als ob die Hofe der „force“ und der „abbaye“ bis zum letzten Augenblick den Gegensatz zu der Hauptstadt bilden sollten, wo im Vergleich zu den Anhängern der Revolution die Aristokraten in geringer Anzahl vorhanden waren.

Friedrich von Blainval hatte daher vom ersten Tage seiner Gefangenschaft an mit Beleidigungen zu kämpfen, da ihn seine Mitgefangenen, seiner adligen Herkunft wegen, als einen Abtrünnigen und Verräther an der guten Sache behandelten. Paul besonders führte einen unversöhnlichen, erbitterten, heimlichen Krieg gegen ihn, um sein Bild aus dem Herzen der Schwester zu reißen, und wenn er es auch sorgfältig vermied, vor Marien Friedrich direkt zu beschuldigen, so stimmte er doch seinen Freunden beifallend zu, wenn sie Friedrich als einen Mörder bezeichneten, gegen den das Blut des Marquis um Rache schreie; und Melbourg vollends bot Alles auf, um vor den Ohren des jungen Mädchens die allgemeine Mißbilligung laut werden zu lassen.

Es war wohl natürlich, daß Marie eine Revolution verabscheute, der ihr Vater zum Opfer gefallen war und durch welche ihr Bruder und sie selbst im Gefängniß schmachteten; auch hatte sie in der Sphäre, in welcher sie lebte, die Treue gegen den angestammten König stets als die heiligste der Pflichten rühmen hören, und Friedrich war einer von Denen gewesen, welche Ludwig den Sechzehnten aus dem Palaste seiner Ahnen verjagt hatten. Zu dem Allen kam, daß der Mann, zu dem sie sonst mit Stolz aufgeblickt, der das Ideal ihrer Träume gewesen, jetzt von allen ihren Freunden mit Verachtung behandelt und wie ein Aussätziger gemieden wurde. Sobald ihr Geliebter sich einer Gruppe näherte, in welcher man die Hoffnung einer nahen Reaktion besprach, zerstreute sich dieselbe, der Name „Knevat“ erscholl aus jedem Munde und Friedrich blieb vereinsamt stehen oder war gezwungen, sich den Leidensgefährten anzuschließen, welche den Aristokraten

für Spione galten, die man mit ihnen eingeschlossen habe, um sie zu belauschen und zu verderben.

Solchen Eindrücken und einer solch' systematischen Verleumdung zu widerstehen, ist die Liebe eines jungen Mädchens selten stark genug, und so begriff Friedrich schon nach wenigen Tagen, daß Marie ihn ungehört verdammt habe und daß er für den Abfall, dessen man ihn beschuldigte, nur dann Vergebung und Vergessen erringen könne, wenn er sich eines wirklichen Verathes an der Sache der Freiheit schuldig mache. Dieser Gedanke drang wie ein glühendes Eisen in sein Herz und ließ sein Antlitz erblaffen, aber er stieß jede Möglichkeit einer solchen Schandthat als einen scheußlichen Traum von sich.

Melbourg hatte sich hingegen zum Oberhaupt und Redner des aristokratischen Gefangenen-Klubs aufgeschwungen; man lauschte seinen Worten wie einem Orakel und jauchzte ihm Beifall zu, wenn er zuerst die royalistischen Lieder aufstimmte, mit welchen die Aristokraten auf die Marseillaise der Föderirten zu antworten pflegten. Paul wurde nicht müde, den Freund gegen seine Schwester als die festeste Stütze der Monarchie zu preisen; er machte sie aufmerksam, wie Melbourg die entgegenkommende Freundlichkeit anderer Frauen ihretwegen verschmähe, und als er so die Eitelkeit des jungen Mädchens genügend gereizt und geblendet zu haben glaubte, deutete er auf eine Verbindung hin, die der Heirath mit Friedrich durch den unzeitigen Tod des Marquis faktisch unmöglich geworden sei. Auf vergehlichen Neben schwieg Marie, aber sie erröthete und wies die Andeutung nicht zurück.

Doch war sie entschlossen, einen letzten Versuch zu machen, Friedrich sich und der guten Sache wiederzugewinnen, um einer inneren Stimme gerecht zu werden, die noch für ihn sprach.

Friedrich saß einsam, gegen das Gitter des Hofes gelehnt, hinter welchem ein Gefangenwärter auf und ab ging; als Marie näher kam, sah sie Thränen in den Augen des einst so heiß Geliebten; ihr Herz wurde weich, sie legte die Hand auf seine Schulter und sprach sanft zu ihm.

„Nicht wahr, Sie bereuen Ihre Schuld, Friedrich, Sie beweinen Ihre Vergangenheit?“

„Arme Marie!“ antwortete Friedrich mit bewegter Stimme, „du begreifst diese Revolution nicht, du kennst die Verblendung jener Menschen nicht, die dich umgeben und bethören. In meinen Augen sind sie Verworfenne, aber man wird sie vielleicht einst bemitleiden, denn ihre Buße wird schrecklich sein. Nein, Marie, ich weine nicht um das, was du meine Schuld nennst, ich weine um dich, du armes, unschuldiges Kind, um das Schicksal, das jene Weiden über dich verhängen!“ — und bei diesen Worten zeigte er auf Paul und Melbourg, die nicht weit von ihm standen und zusammen flüsterten.

Marie hörte ihm mit ungläubigem Lächeln zu und schüttelte das Köpfchen, dann sprach sie zärtlich:

„Ach, Friedrich! Ich wäre so glücklich, wenn ich Sie zu bekehren vermöchte; ich würde Sie ja dann noch lieben können — lieben dürfen!“

Diese letzten Worte durchzuckten schmerzlich das Herz des Jünglings; er wandte den Kopf, um seine Thränen zu verbergen, und Marie, im Glauben, die rechte Saite getroffen zu haben, fuhr eifrig fort:

„Wissen Sie denn nichts von den Erfolgen unserer Armee? Longwy ist belagert, die Rebellen werden den besten Truppen Europa's nicht widerstehen können, und in wenigen Tagen werden die Preußen in Paris einziehen.“

„Nein, Marie!“ rief Friedrich mit ausbrechender Begeisterung, „das wird niemals geschehen. Das Volk wird sich erheben und wird diese fremden Horden verjagen, wie der Sturmwind welke Blätter verweht.“

„O, glauben Sie das nicht!“ sagte das junge Mädchen erregt. „Der Tag unsrer Befreiung ist näher, als Sie glauben.“

„In den Revolutionen,“ sprach eine tiefe Stimme hinter ihnen, „fesselt das Volk und nur der Hentch befreit!“

(Fortsetzung folgt.)

Abgerissene Bilder aus meinem Leben.

Von Joh. Ph. Becker.

(Fortsetzung.)

Warum sollte ich aber auch solche dringende Bedürfnisse nicht gekannt haben? Stand ich doch jahrelang bis nach dem Hambacher Fest auf einem kaum entwickelteren Standpunkte: nur im Dreinschlagen, im blinden Dreinschlagen bestand meine ganze Politik und Taktik. Erst die letzten sechs Monate hatten mich an Erfahrungen um zehn Jahre älter gemacht. Doch über all' dieses später einmal ausführlich; muß ich doch mit meiner Schutzwache die Marschroute nach dem Bestimmungsorte vollführen, wo schon im Voraus gutes Quartier gemacht war. Als wir nun am Justizgebäude angelangt waren, wollte ich mich die Treppe hinauf direkt in's Zimmer des Untersuchungsrichters begeben, als mir gleich der Brigadier zurief: „Nein, nein, nicht dorthin! Ich habe Befehl, Sie ins Bezirksgefängniß zu führen!“ Welche Neuigkeit! Sie kam mir wie ein Stoß auf die Brust. Doch tröstete ich mich gleich mit der Hoffnung, der Herr Mollitor werde sich bloß meiner „Blechköpfigkeit“ gegenüber noch nicht genügend vorbereitet finden und mich wohl einige Stunden später vorführen lassen. War ich auch nach dem frühern Untersuchungsergebniß der Anklage entbunden und freigelassen, so mußte ich umso mehr vermuthen, die Staatsbehörde habe inzwischen neue Indizien entdeckt, welche weitere Verhöre nothwendig erscheinen ließen. Doch ehe ich noch zum Schlusse solcherlei Betrachtungen gekommen, waren wir im Bureau der Gefängnißverwaltung angelangt, worauf sich die Gensdarmen überaus freundlich von mir verabschiedeten. Der fettbäuchige Herr Verwalter, ein ehemaliger Chevauxlegers-Wachtmeister, maß mich mit finsterner Amtsmiene von Kopf bis zu Fuße und sagte barschen Tones: „Sie müssen noch hierinnen bleiben, das Haus ist vollgestopft und ich muß erst nachsehen, wo ich Sie hinsteden lassen kann.“ „Ei,“ antwortete ich ihm ironisch, „da machen Sie ja in Ihrem Hause bessere Geschäfte als die Häuser draußen, die sich alle über Mangel an Zuspruch beschweren.“ „Was Geschäfte, was seag' ich nach Geschäften; ich bin ein alter Soldat, hab' meinem König treu gedient und will meine gute Befoldung haben; aber die Liberalen wollen ja die Steuern verweigern, und womit soll dann unser guter König seine Leute bezahlen?“ war seine servil-politische und sadpatriotische Antwort. Aber ehe ich ihm hierauf einen gefalznen Treß geben konnte, hatte er die Thüre in die Hand genommen und brummend zugeworfen, mich meinen liberalen Grillen und unehrerbietigen Aeußerungen allein überlassend. Aus Erfahrung wußte ich jedoch, daß er sich um ein angemessenes Unterkommen für mich keine weiteren Sorgen machen, sondern nach alltäglichem Gebrauch von Bierhaus zu Weinhaus und von Weinhaus zu Bierhaus ziehen, zunächst seinen Bauch saloiren, dann die Volksstimmung sondiren, seinen Vorgesetzten rapportiren und sich so in voller Begeisterung um König, Gott und Vaterland verdient machen werde. Nun, obwohl ich einige Zeit ganz allein im Bureau der Strafanstalt war und ich mir einbilden durfte, selbst der Herr Verwalter zu sein, fand ich dennoch daselbst Lust und Raum entfesslich drückend und herzbeengend, ohne recht zu ahnen, welchen infernaln Pöffen mir die Schicksalstücke alsbald noch spielen würde. Ja, ich ahnte nicht, daß ich ohne jedes weitere Verhör erst nach neunmonatlicher barbarisch strenger Haft, und zwar erst durch den Empfang der Anklageakte, die Ursache meiner Einsperrung erfahren sollte. Wie hätte ich auch vermuthen sollen, daß ich bloß in Folge eines eigenhändigen Briefes des Königs Ludwig I. von Bayern ohne Weiteres abermals verhaftet und so grausam königlich behandelt wurde; ja in Folge eines Briefes, in welchem mein allergnädigster Landesvater dem Herrn Oberstaatsanwalt in Zweibrücken einfach seine Verwunderung aussprach, daß man einen so gefährlichen Menschen, wie den Veder aus Frankenthal, wieder auf freien Fuß gesetzt habe. (Auf diesen Brief, den die Staatsbehörde aus Versehen mit den Prozeßakten in die Hände meines Verteidigers gerathen ließ, werde ich in

einem andern „abgerissenen Bilde“ näher eingehen.) Wie konnte ich unter sothanan Umständen auch ahnen, daß wir, Herr Mollitor und ich, uns gegenseitig nie mehr über unsere Dummheiten zu bemitleiden haben, ja unser ganzes Leben lang nie mehr sehen würden, daß der Herr Spezial-Untersuchungskommissar nur wiedergekommen, um durch meine Verhaftung seinen Wolfsruf und Amtssessel zu retten. Nun,

Ich war besorgt und aufgehoben,
Der Herr konnt' seine Diener loben.

Nach etwa halbstündigem Warten kam ein hageres Männchen mit einem Bunde großer Schlüssel an mich heran, das, während es seine wässerigen Augen mit der Hand abwischte, die dürrer Haut seines Gesichts zu seltsamem Lächeln verzog, mir einen Schnapsgeruch zum Umfallen entgegenhauchte und, arg stotternd, zu mir sagte: „Sie müssen jetzt Alles, was Sie in Ihren Säcken haben, Geld, Briestafche, Messer u. s. w. hier auf den Tisch legen, etwas Münz' können Sie schon behalten, und wenn Sie dann etwas brauchen, so dürfen Sie mir nur einen Wink geben, denn ich hab' eine große Familie und muß noch etwas nebenbei verdienen. Ich kenne auch Ihre Familie ganz gut, Ihr Vater war mein Schulkamerad, und Ihr Onkel und Schwiegervater haben mit mir unter Napoleon gedient.“ Vielleicht hätte er seinen Spruch noch fortgesetzt, wäre nicht soeben die „Madame Verwalterin“, wie sie der Beschließer ehrerbietig betitelte, hereingetreten. Nun, die „Madame Verwalterin“, der man zehn Schritte weit schon ansah, daß sie nie in Gefahr kam, am Ueberfluß von Zartgefühl krank zu werden, ging gehobenen Hauptes auf mich los, und indem sie mich fragte: „Sie haben doch Alles auf den Tisch gelegt?“ bestrich sie mir fast mit beiden Händen festführend Bauch und Lenden. Doch hatte sie die Gnade, dem Beschließer so gleich zu sagen: „Ihr könnt ihn jetzt hinterführen!“ Nun ging es auch ungefümt durch einen dunklen Korridor, allwo von meinem Begleiter die Pforte Nr. 9 geöffnet und ich von ihm höflich ersucht wurde, gefälligst hineinzupazieren. Wie warf mich aber da der mir entgegenströmende mephitische Geruch rücklings schneller an die Kehrwand der Thür zurück, als die mächtigen Eisenriegel vorgeschoben waren! Und wie schaute ich da stumm und starb meine neue Residenz an, die niedrig und so klein, daß sie für zehn Mann kaum groß genug, aber mit einigen zwanzig angefüllt und nur mit zwei kleinen Fenstern versehen war, welchen von dem spärlichen Tageslicht armdicke Eisenstäbe noch die Hälfte abstahlen. Aber auch bei der Möbelleinrichtung gab es keinen Luxus und Komfort zu beklagen; sie bestand aus etwa zwölf, im Moment an einer Seitenwand aufgethürmten Strohkäden, aus einer vierstigen Bank und, weil aller guten Dinge drei sind, aus dem einem Viertelohnfaß ähnlichen irdenen Hasen — zur Befriedigung dringender Bedürfnisse. Als sich dann meine, glücklicherweise nicht schwachen, Nerven von den wuchtigen Nasen- und Augeneindrücken erholt hatten und ich eben im Begriff stand, doch einmal auch nähere Umschau über meine so unverhofft erhaltenen Zimmergenossen und Schlafkameraden, die fast alle auf dem bloßen Boden herumlungerten, zu halten, wobei mir besonders mein vis-à-vis ob seiner schmutzigen und zerlumpten Kleidung, seines aufgedunsenen und kupferfarbigen Gesichts, seiner blutunterlaufenen Augen und seiner mit vielen Sprößlingen überwachsenen, gleichsam wie von Bierhefblasen dreifach überquollenen Nase, als grauenerregendes Monstrum aufgefallen, begann dasselbe mich mit einer Stimme, als hätte es eine Glaserbürtse in der Kehle, folgendermaßen anzusprechen: „Nu, du brauchst da nicht so traurig in ein Loch zu gucken; wir haben's ja hier ganz gut, können nach Belieben auf der faulen Haut liegen und auch hingehen, wohin wir wollen — nur nicht hinaus; d'rum hab' ich auch schon zum vierten Mal meine Winterresidenz hier aufgeschlagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Deutschlands ältester Geschichte.

(Fortsetzung.)

Es mag aus einer beginnenden ökonomischen Abhängigkeit einzelner Hausstände und namentlich Gemeinden von einander hervorgegangen sein. Darauf deuten auch die Worte Handeln, Tauschen, Preis und Weg, und zwar letzteres, Panti, unser „Pfad“, hergeleitet von „offenstehen“, also deutlich die Deffnung in einer Schranke, welche sonst Gemeinden von einander schied.

Daß neben solchen friedlichen Berührungen auch kriegerische nicht gefehlt haben, versteht sich ja von selbst. Auf ein sogenanntes „Heldenthum“ deutet vielleicht der Begriff „Ruhm“ — das wäre aber auch die einzige derartige Spur. Schwert und Bogen sind, wie es scheint, die einzigen Waffen. Kavalleriegefechte fehlen, da die Reitkunst überhaupt noch unbekannt ist, und das Pferd nur als Zugthier gebraucht wird. Gegen Uebermacht schirmt man sich hinter aufgeschütteten Erdwällen. Der Schlachtrupf war Ararah!

Daß solche Berührungen den idyllischen Charakter stören mußten, den jene Zustände nach obigen Ausführungen zu haben scheinen, ist klar. Allerdings mag es dahingestellt bleiben, ob die Wortgleichheit für Schädel und Trinkschale das Gräßliche beweist, worauf sie deutet, aber höchst auffällig bleibt es, daß unser kleiner ursprachlicher Wortvorrath vier Ausdrücke für „quälen, Leid zufügen“ besitz: rak — eigentlich aufhängen, dragh — eigentlich zerren, du — eigentlich brennen, svar — eigentlich glühen. Nehmen wir dazu das Vorhandensein des Begriffes verzagen und erwägen den Umstand, daß die Verwendung des Wortes Ufsan, unser Ochse, für Stier, nicht grade der Fidschen Meinung, diese Behandlungsweise sei eine Handhabe der Viehzucht gewesen, das Wort redet, so entsteht allerdings das Bedenken, ob die Einführung der Sklaverei nicht für jenes Volk doch ein Kulturfortschritt gewesen sein würde. Vielleicht wurden die Kriegsgefangenen verstümmelt, bevor man sie als Sklaven verwandte — dann war es allerdings nicht nöthig, ein besonderes Wort für den Begriff „Sklave“ zu erfinden neben dem vorhandenen Badhri, Hämpling.]

Gegenüber solcher Rohheit berührt es angenehm, die Anfänge abstrakter, ethischer Begriffe zu beobachten. Es spricht ein würdiges menschliches Selbstgefühl, verbunden mit kindlichem Optimismus, aus diesen Wortformungen. Das „Wahrhafte“ und das „Gute“ sind beide das „Wesenhafte“; die Bestimmung des Menschen, Aisa, ist das, was er sich wünscht (unser deutsches Ehre); das Böse, Sündige, ist das „Sichkrümmen“, dalbha; der Frevel ist das „Ausgleiten“, Agas; die Scham, das „Sichabwenden“, Trapa. Dazu kommen die juristischen Begriffe „suchen“ in der Bedeutung verklagen, Bestrafung als „Gefuchtes“, Bürge als „Kenner“ (wohl Hausgenosse oder gradezu Familienvater, der seine Angehörigen nach außen vertrat) und Sitte, Rechtsgewohnheit als „Gang“ — wie man noch jetzt so sagen pflegt: „Was Recht ist, geht seinen Gang.“ Daß bei den angeedeuteten Berührungen zwischen verschiedenen Gemeinden auch Ausdrücke für Vertrag und Sazung nicht fehlen, war zu erwarten. Das schon erwähnte Wort Banas zeigt uns, daß auch die Empfindung für den Liebreiz jenem Volke nicht fehlte. Unzweifelhaft hatten seine Jünglinge und Jungfrauen bei noch derber Gesichtsbildung eine große, blühende Frische. Der Farbentypus war unzweifelhaft der blonde. Das Vorhandensein dreier Verben für „weiß sein“ (rak, woher griechisch leukos, eigentlich „leuchten“, auch „zürnen“; stand, woher lateinisch candidus, eigentlich „schimmern“, auch „beissen“; kvid, woher deutsch weiß, eigentlich „geputzt sein“, „gewaschen sein“) zeigt eine besondere Vorliebe für reinen, hellen Glanz.

Fragen wir nun schließlich: wie arrangirten diese unsere Ahnen ihr Weltbild, wie suchten sie die Welt als ein Schönes zu verstehen, kurz: welche Religion und Poesie besaßen sie, so gibt uns Fid darauf etwas dürftige Antwort. Ein Welthausvater, Diu oder Diauspatar, im lichten Himmel, eine Welthausmutter (etwa Dhamahatar) im mächtigen Erdenchoße, wiederholt im

Dyau und seiner unbenannten Gemahlin bei den Indern, im Zeus (gen. Dios) patär und der Hera (eigentlich Dione) potnia der Hellenen, dem Jupiter (eigentlich Djupater) oder Diespiter oder Janus (eigentlich Djanus) und der Juno (eigentlich Djuno) oder Diana der Römer und dem Tju oder Tyr oder Zio der Germanen sammt seiner unbenannten Gattin — das sind nach Fid die einzigen lebensvollen Götter des Urvolks, neben denen die andern nur als ihre Kinder, ihre verjüngten Ebenbilder, Daiva, d. h. Angehörige des Diu (wovon die Göttergattungsnamen Deva im Indischen, Diemas im Litthauischen, Dia im Gälischen, und Tivar (Plur.) im Altnordischen herrühren, doch nicht das griechische Theos) eine nebensächliche Gesamtbedeutung haben. Der Autor ist dabei wohl durch den Wunsch beeinflusst, bei seinen Urvätern eine möglichst große Annäherung an den Monotheismus zu finden. Er hält offenbar die Aufstellung eines solchen weltregierenden Ehepaars für eine sehr verdienstliche und originelle Konzeption des Urvolks. Er irrt darin wohl, denn dieselbe Konzeption findet sich auch bei den alten Chinesen und etwas modifizirt bei den alten Babyloniern. Auch dürfte sich unschwer eine größere Zahl altindogermanischer Götter mit großer Selbstständigkeit nachweisen lassen, als er neben Diu und seiner Frau gelten läßt. Es sind bei ihm eigentlich nur der Gewittergott Parkanas (der indische Parschanya, der lettische Pertun, der oder die ungeschlechtete altdeutsche Firgun, vielleicht der hellenische Herakles), der räthelhafte Tritas (der persische Feridun, der hellenische Triton), die Morgenröthe Ufas (die indische Ufhas, die hellenische Eos, die römische Aurora, die deutsche Ostara), der Sonnengott Savaras (der indische Surya, der römische Sol, der oder die ungeschlechtete altdeutsche Savil), der Mondgott Manja (der altdeutsche Mano, der litthauische Menu, der oder die ungeschlechtete hellenische Mene) und die Genieschaar der Sterne Staras; daneben dann noch die Nachtgeschöpfe der Truggespenster Druch und der Hervorstürzerinnen Dhvaras, die den deutschen Zwergen lautlich entsprechen sollen. Der Raum verbietet uns, hier auf sehr verlockendem, aber sehr schlüpfrigem Boden zu verweilen. Nur die weiteren Göttergattungsnamen verdienen eine Erwähnung. Es sind Bhagas, der Zutheiler, nach dem Vorbilde des indischen Vitpati (s. oben) und Ansus, der Belebende, Erregende, ein Wort, in dem sich ein Anlauf zur Philosophie dokumentirt. Aus jenem ist der slavische Gottesname Bog geworden, aus diesem der altdeutsche Ans oder As. Als Eigenschaft der Götter erscheint die Unsterblichkeit und die Kraftfülle. Ueber die religiösen Gesänge, mit denen hier, wie überall, die Poesie begonnen haben wird, glaubt Fid berichten zu dürfen: [man] pries die Götter als „Geber der Güter“, bat sie „Liebes zu erweisen“, flehte sie an um „wackern Sinn“, „guten Muth“ und um „unvergänglichen Ruhm“.

Eine Priesterschaft gab es nicht, wohl aber den Begriff böser Zauberei und mithin Personen, die im Verdacht der Hexerei standen und dafür gelegentlich hingerichtet wurden — wohl besonders ältere Kriegsgefangene und ältere, ledig gebliebene Onkel und Tanten des Hausherrn, der wahrscheinlich mit seiner Frau zusammen über sie das höchste Richteramt übte und die Exekution vielleicht dem jüngeren Nachwuchs der Familie übertrug. Sehr lehrreich ist für alle diese Verhältnisse die Vergleichung mit der Schilderung, die Herodot im vierten Buch von den Skythen entwirft und die wir nachzulesen bitten (eine Herodot-Uebersetzung findet sich in jeder größeren Leihbibliothek). Diese Skythen sind die einzigen Indogermanen, die das Hirtenleben bis in die historische Zeit bewahrt haben. Uebrigens kommen viele Züge ihres Wesens offenbar nicht auf Rechnung alter Ueberlieferung, sondern später Entartung; so die Absonderung eines Kriegerstandes und die Unreinlichkeit.

Und wie reichten sich diese Menschen dieser Welt als Wesenart ein? Sie verkündeten es uns durch die Namen der beiden

Brüder, von denen ihre Schöpfungsgabe sie herleitete, die Namen des Manus, des Festhalters, Gedenters (des indischen Manus, hellenischen Minys und Minos, des phrygischen Manes und altdeutschen Mannus) und des Phragus, des Förderers, Verlängers (des indischen Phrigus und hellenischen Phlegys). — Nichts verlieren und vergessen, immer weiter verlangen — das ist der Inbegriff des Menschseins nach der Weisheit unserer Urväter von Anno 3000 vor Christi Geburt!

So wohnte, wirtschaftete, kämpfte, dachte und phantasierte irgendwo in der gemäßigten Zone Asiens oder Europa's ein Volk, von dem sich einst ein Theil absonderte, um — vermuthlich nach längerer Wanderung — die Sise an Niederelbe, Niederrhein, Niederrhein und vielleicht noch Niederschelde zu beziehen, von denen oben bemerkt wurde, daß sie der Stammsitz der europäischen Indogermanen sein müssen. Diese Einwanderer sind die ältesten Deutschen, von denen wir wissen, und ihre Erlebnisse bis zur Aussendung der ersten centraleuropäischen Völkerwanderung bilden das erste Kapitel der deutschen Geschichte. Fict hat auch dies nach dem Ausweis der Sprachen kurz zu schreiben versucht. Er ist dabei aber weit karger als bei der Schilderung der Urzustände — und doch findet sich des Interessanten und Erfreulichen mehr, als man erwartet.

Der nächste, auffälligste Unterschied besteht darin, daß die Viehzucht in den Hintergrund tritt, der Ackerbau die Hauptsache wird. Agra bedeutet in den europäischen Sprachen nicht mehr Trift, sondern Saatland; es ist unser Acker, der lateinische ager, romanische aere. An Stelle des alten primitiven Pflugs, des „Wolfes“ oder „Zerreibers“, tritt ein Instrument, dessen Thätigkeit ein besonderes Zeitwort, araya, auflodern, fordert und das

eine Furche, Laifah, hinterläßt. Auch die Saat, die Mahd und die Stoppel sind da, von denen wir beim Urvolk noch nichts erfuhren. Als Getreidearten unterscheidet man Weizen, Gerste, Hafer und Hirse; dagegen fehlt noch Roggen. Die Frucht wird nicht bloß zum Kuchen zerstampft und eingeweicht, sondern auch zu Graupen bereitet. Die Mühle ist vorhanden, wenn auch nur die Handmühle. Brot fehlt dagegen auch jetzt noch. Aber ein Gemüsegarten steht neben dem Hause, in welchem Erbsen, Bohnen, Rüben, Lauch, Hanf und Mohn gedeihen. Der Gestir ist erfunden und die Braunkunst wird geübt. Leim wird gekocht, Pech ausgeschwält, Leder gegerbt. Das Fleisch der Hausthiere — sie haben sich nur um die Ente vermehrt — wird nicht mehr nur gekocht und geröstet, sondern auch förmlich gebraten. Beeren und Äpfel erscheinen als Zukost. Die Jagd liefert uns nunmehr zwei Hirscharten (die eine wohl das Elk) und wahrscheinlich Wildschweine, sowie auch der Fischfang mehr Bedeutung gewinnt. Der Aal und der Hummer scheinen gern gegessen zu werden; auch die Robbe wird gejagt, denn wir wohnen ja an der Nordsee.

Von neuen Baumarten bemerken wir die Salweide und noch eine neue Weidenart, eine zweite Art Nadelholz neben der altbekannten Fichte, ferner die Erle, die Ulme, die Eiche und besonders die Buche, deren Name uns sichern Anhalt für die Bestimmung der Lokalität gewährt. Leider hat sich auch das Ungeziefer vermehrt. In der Urheimath fand man Wanzen, Schaben und vermuthlich Käuse. Hier noch eine neue Wanzenart, ferner Wespen, Fliegen und vermuthlich kleine Stechfliegen, Gnitten (Knid, von Fict wohl irrtümlich mit Ohlenda, Lausei, gleichgesetzt). Der Floh fehlt noch immer, wie schon beim Urvolk.

(Schluß folgt.)

Aus der alten und der neuen Welt.

Euch ärgert's nur!

Euch ärgert's nur, ihr liberalen Schwäger,
Ihr hattet einst die Freiheit ganz in Pacht,
Nun seid ihr höchstens wüste Klassenhezer,
Die ihr mit „Freiheit“ ein Geschäft noch macht.

In eurer Jugend, ja, zu leichtem Spiele
War euch die Freiheit Fest- und Modesteid,
Ein Tändeln nur mit edlerem Gefühle —
Doch nimmermehr ein ernster Lebensreit.

Wie habt ihr lange müßig so gestanden!
Vom stets betrog'nen Volke angegast!
Wie machtet sein Vertrauen ihr zu schanden,
Und habt vergeudet seine beste Kraft!

Nur Gaukler waret ihr! Ließt selbst euch blenden!
Der eitlen Knechtschaft und dem falschen Schein
Dem streutet Wehrauch ihr mit vollen Händen,
Betrogt euch selbst mit süßen Schmeicheleien.

Nun tritt das Volk selbst hin in diese Schranken,
Gerechtigkeit und Gleichheit ist sein Schild,
Selbst tritt es ein für ewige Gedanken,
Bertrümmert euer falsches Götzenbild!

Arbeiter sind's! Euch geistig überlegen
Und längst gewachsen allem eurem Thun!
Mit eurer Freiheit mißgerathnem Segen
Steckt wahrlich ihr noch in den Kinderschuhen.

Euch ärgert's nur! Als die allein'gen Pächter
Von aller Freiheit steht ihr ärmlich da,
Der wahren Freiheit nur zum Hohngelächter,
Die nie ein kläglicher Geschlecht noch sah!

Euch ärgert's nur! Ead stürzt ihr von dem Throne,
Deshalb ein ängstlich Klammern an die Macht;
Die Gleichheit winkt der Arbeit wahren Sohne,
Der Freiheit Zerrbild sinkt in öde Nacht!

August Krugl.

Die Rückkehr von der Konferenz (siehe Seite 177) ist ein so sprechendes Bild, daß es keiner langen Erklärung bedarf. Sind es deutsche oder fremdländische, protestantische oder katholische Landpfarrer, die „angeheitert“ vom heiligen Werk nach Haus taumeln? Der Tracht nach katholische. Und die Scene spielt in Frankreich; Aehnliches kommt aber auch im protestantischen Deutschland vor, nur daß unsere Seelsorger meist mit germanischer Kunstfertigkeit den Rausch besser zu verborgen wissen. „Der Stil ist der Mensch.“ Das Buffon'sche Wort gilt von Künstlern ebenso wie von Schriftstellern. Und darum haben wir dieses köstliche Bildchen (das in Frankreich, dem Lande Voltaire's, verboten ist!) auch in der Absicht gebracht, um unsere Leser die Bekanntheit eines Mannes machen zu lassen, von dem sie alle schon viel gehört haben: nämlich Courbet's, des „Künstlers der Pariser Commune“. Courbet, geb. im Jahre 1819, verrieth schon sehr früh ein außerordentliches Zeichentalent; er ergriff die Malerei als Lebensberuf, und ist dank seinen Leistungen das unbestrittene Haupt der sogenannten „realistischen“, d. h. ihre Stoffe aus dem Leben greifenden Schule geworden. Republikaner und Sozialist, theilte er sich mit Feuereifer an der Vertheidigung von Paris und später an der Communerhebung; u. a. leitete er die Niederwerfung der Vendomesäule. Nach dem Fall der Commune gefangen, wurde er im September 1871 von den Kriegsgerichten zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt, die er in Saint Pelagie absaß. Sein nicht unbedeutendes Vermögen wurde größtentheils konfisziert. Er wohnt jetzt in Bevey am Genfer See. „Die Eigenschaft, die bei Courbet am meisten frappirt,“ schreibt von ihm ein Kritiker in der „Zeitschrift für bildende Kunst“, „ist die Zielseitigkeit seiner Begabung. Es gibt kein Gebiet der Kunst, das er nicht betreten und auf dem er nicht Hervorragendes geleistet hätte. Er versteht sich so gut auf die anatomische Darstellung im Nacken wie auf die Reproduktion der „nature morte“ (tobten Natur). Er hat Portraits gemacht und komische Genrebilder; er hat Thiere dargestellt und Landschaften; er versuchte sich in d. Satyre und in der modernen Allegorie. In jedem Fache, bei jedem Bilde, das er schuf, fand er Widerjacher, die seine Methode, seine Auffassung, seine Grundzüge mit einer Leidenschaft bekämpften, die mittelmächtige Arbeiten niemals hervorgerufen hätten. Courbet ist ein Kämpfer, und man darf nicht vergessen, daß, wenn er mit kühnen Mitteln für sein Prinzip kämpft, alle übrigen Führer fortschrittlicher Schulen in der Malerei ebenfalls anfangs durch das grelle, gegen das Gewohnte, Alltägliche absteigende Auftreten Anstoß erregten — bis man sie duldet und allgemein anerkennt. Dazu ist Courbet erst 56 Jahre alt, rüstig, voller Arbeitskraft und führt vielleicht noch manche Ueberraschung in seinem Pinsel.“